

Ueber dem Schlachtgewoge : Romain Rolland

Autor(en): **Matthieu, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **10 (1916)**

Heft 2

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133770>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

es nicht hoch genug schätzen. Aber der Sozialismus ist in letzter Instanz nicht ein Wissen, sondern eine Gesinnung, ein Glaube, ein Wille.

Wie das gemeint ist, soll in Bälde genauer gezeigt werden. Hier möchte ich nur noch erklären, daß ich auch diese Ueberschätzung der Wissenschaft durch den jungen Sozialismus sehr wohl begreifen kann. Er bedurfte eines festen Haltes für seine Ueberzeugung. Da nun alles, was auch nur von ferne nach „Glauben“ aussah, aus guten Gründen in tiefsten Mißkredit geraten war, so griff man nach der Wissenschaft und machte sie zur festen Burg des Sozialismus. Man erkannte nicht, daß die Wissenschaft erst recht etwas äußerst Wechselndes und Schwankendes ist. Man machte ein Dogma daraus und suchte das Heil in seiner Verbreitung und Einprägung. Dabei übersah man die tiefsten Mächte, die das Menschenwesen beherrschen und als dann der Sturm der Geschichte plötzlich mit furchtbarer Wucht an dieses Gebäude stieß, da fiel es um. L. Nagaz.
(Der zweite Teil folgt.)

Ueber dem Schlachtgewoge.

(Romain Rolland.)

„Ainsi, l'amour de la patrie ne pourrait fleurir que dans la haine des autres patries et le massacre de ceux qui se livrent à leur défense? Il y a dans cette proposition une féroce absurdité et je ne sais quel dilettantisme néronien, qui me répugnent, jusqu'au fond de mon être. Non, l'amour de ma patrie ne veut pas que je haisse et que je tue les âmes pieuses et fidèles qui aiment les autres patries. Il veut que je les honore et que je cherche à m'unir à elles pour notre bien commun.“

Wir trauern alle um Verwandte, um Freunde, die auf dem Schlachtfeld gefallen sind, oder, zu Krüppeln geschossen, irgendwo ein kümmerliches Leben führen. Wir trauern um noch mehr. Wir haben noch andere, aber ebenso schmerzliche Verluste zu verzeichnen, als die Totentafeln. Die Verlustlisten des geistigen Todes sind nicht weniger schmerzlich und herzbeklemmend. Wie viele Menschen, die wir schätzten, an denen wir emporschauten, sind im Gewoge untergegangen! Sie sind dem Haß, dem Fanatismus erlegen. Bornierte Leidenschaft, fast tierische Gefühle haben sie zu geistigen Krüppeln ge-

macht. Ihre Zahl ist groß. In tiefer Trauer stehen wir an ihrem Grabe oder an ihrem Krankenlager. Wir urteilen nicht, wir kritisieren nicht, wir leiden, für uns und für sie.

Um so größer sind Dank und Freude beim Anblick derer, die noch leben und geistig gesund geblieben sind. Sie sind im Kampfe der gemeinen Leidenschaften nicht untergegangen. Sie haben sich überhaupt geweigert, daran teilzunehmen. Nicht aus Feigheit, sondern weil sie zu höheren Kämpfen ihre Waffen blank, ihren Sinn rein und heilig erhalten wollten. Die höchsten Kämpfe werden jetzt nicht im Schlachtengetümmel, sondern über demselben geführt.

Dieser Gruppe gehört der Verfasser der Aufsätze an, die nun in einem Sammelband erschienen sind und den Titel dieses Artikels veranlaßt haben.¹⁾

Mit ruhiger Entschlossenheit, mit der Bereitwilligkeit, zu leiden, hat sich Romain Rolland seit Beginn des Krieges der kleinen Schar angeschlossen, die noch andere Heiligtümer verteidigen wollte, als den heimatischen Boden. „Ein großes Volk soll nicht nur seine Grenzen, sondern auch sein Denken verteidigen. Jedem sein Werk. Dem Heere der Schutz der Heimat, dem Denker der Schutz des Denkens.“

Rolland hat dieser Gruppe nicht nur das Gewicht seiner Persönlichkeit gebracht. Er hat noch viel mehr in ihren Dienst gestellt: den unbeugsamen Willen zur Wahrheit, die Bereitwilligkeit, sich sogar beim eigenen Volk zu kompromittieren — nicht nur die Schmähungen der Feinde, sondern die Anklage auf Hochverrat von seiten der Freunde und Anhänger hinzunehmen. Darum nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, hier von ihm zu reden. Er ist durch die Stellung, die er im Weltkriege eingenommen und behauptet hat, einer der charaktervollsten Vertreter des Teiles der Menschheit, der heute leidet, ringt, und die Welt von neuem zur Höhe führen will.

1.

Man kann nicht erst beim Anbruch des Sturmes eine Stellung einnehmen, in der man vor dem Sturme sicher ist, über ihm steht. Lang, mühsam muß man gestiegen sein, bis man im Hochgebirge das Gewitter unter sich sieht.

Lang, unter Ringen und Not, ist Rolland gestiegen, bevor er die Stellung einnahm, die er während des Weltsturmes behauptet hat. „Ueber dem Schlachtgewoge“ blieb er, weil er schon vorher drüber war.

Sein ganzes Werk²⁾ ist ein stetes, unaufhaltsames Steigen. Schon früh hat er sich von der Niederung abgewendet. Er ist steile, einsame Wege gewandelt. Er liebt die rauhe, wilde Welt des Hoch-

¹⁾ Romain Rolland, „Au-dessus de la mêlée.“

²⁾ Eine vortreffliche Einführung in die Werke Romain Rollands bietet die Schrift von Prof. P. Seippel. „Romain Rolland, l'homme et l'oeuvre“. Seippel ist der erste gewesen, der in der Schweiz auf die Bedeutung Rollands aufmerksam gemacht und das Verständnis für seine Bedeutung erschlossen hat.

gebirges, ihre Klüfte, ihre Tiefen, ihre großen Horizonte und klaren Fernsichten. Er liebt die Unendlichkeit, wie sie allein die Höhe bieten kann. Darum trieb es ihn schon früh zu denen, die, wie er, in schwerem Ringen, unter Hemmnissen und Leiden, zur Höhe streben. Er ist der Freund, der Darsteller der großen Sehrenden geworden. Er ist der Dichter der Unvollendeten — aus Sehnsucht Unvollendeten, denen, wie sein so geliebter Tolstoj sagt, „Ruhe seelische Gemeinheit bedeutet“.

Der Weg, den er einschlug, und die Reisegefährten, die er sich auswählte, haben ihn zur Höhe gebracht. Die Höhe ist international, läßt international werden. Hollands Fremde sind die typischen Gestalten, in denen sich das Sehnen der Menschheit, ihr Suchen, ihr Wille, über sich selber hinaus zu gelangen, klassisch verkörpert hat. Er hat eine vortreffliche Biographie und Bewertung Tolstoj's geschrieben. Er hat, soweit ich es beurteilen kann, Beethoven und Michelangelo auf eine Weise dargestellt, die nicht nur etwas ganz Originelles bedeutet, sondern an diesen Großen gerade das heraushebt, was sie in ihrem Suchen, in ihrer wilden Sehnsucht nach etwas Absolutem, Vollkommenem der Menschheit gewesen sind und haben sein können. Er hat selber einfach und bescheiden gesagt, was er ihnen verdankt,¹⁾ er hat uns angeregt bei ihnen zu suchen, was uns fehlt. Schon der ganze biographische Teil seines Schaffens ist eine Anleitung zum weiten Sehen.

Die äußeren Grenzen verschwinden. Was bedeuten Rasse, politische Abstammung? Es kommt auf die Größe des Strebens, auf die Intensität des Erlebens an.

2.

Ein guter Biograph ist selten ein sehr origineller, produktiver Schriftsteller. Man fühlt sich in die Schaffenden ein, oder man schafft selber. Holland macht eine Ausnahme. Den Gründen können wir hier nicht im Einzelnen nachgehen. Nur einen will ich anführen, weil er besonders charakteristisch für sein ganzes Schaffen ist. Er ist in gewissem Sinn auch als Schriftsteller Biograph geblieben. Er hat die Geschichte seiner Zeit geschrieben. Freilich „Geschichte“, wie er sie versteht. Geschichte im Sinn von Werden, Wachsen, Ringen, Notleiden und sehnsüchtig nach einer Lösung rufen, die der Not entspricht.

„Jean-Christophe“ ist die Geschichte unserer Zeit. Es ist unsere Biographie.

Die Zerrissenheit unserer Zeit, ihr tiefer Zerfall, alles, was sie entstellt, gemein, schmutzig macht, ihre Heuchelei, ihre verfehlten Ver-

¹⁾ . . . „Ihr wißt, wie sehr ich euer altes Deutschland liebe, und was ich ihm verdanke. Ich bin selber ein Sohn Beethovens, Goethes, Leibniz!“

Au einer anderen Stelle redet er von „Tolstoj, Dostojewskij, diesen Kolossen durch ihr dichterisches Genie und ihre sittliche Größe. Sie haben meine Seele gebildet.“

suche, sich wieder aufzuraffen, und der Wille, über diese verfehlten Versuche hinaus nochmals anzufangen — all das macht Jean-Christophe zu einem dieser seltenen und großen Menschheitsdokumente, in welchen die ganze Not einer Zeit und der Wille, diese Not zu überwinden, verkörpert sind. Man wird in späterer Zeit das Buch lesen und sagen: „Welche Zeit! So reich an Not und Schmutz, wie schwerlich eine andere. Aber einzigartig durch den Willen, aus dem Schmutze wieder heraus zu treten. Rolland hat es verstanden, die größten Disharmonien so zu verbinden, daß etwas Einheitliches daraus geworden ist. Gemeinheit und Heiligkeit, Verbrechen und Heroismus gehen in seinem Werk neben einander her. Sie teilen sich sogar in die Herrschaft der gleichen Seele. Und doch keine Disharmonie, weil die Seele leidet, und durch Hoffnung und Glauben aus der Zerrissenheit heraus will, weil sie durch die Wiedergeburt ihre Zerrissenheit überwindet.

Diese Einheit durchzieht das ganze Werk. Eine zerspaltene Welt, die selber vom unheimlichen Gedanken geplagt wird, sie stehe vor ungeheuren, blutigen Kämpfen. Nichts ist so packend in diesem Werk, wie die Ahnung, daß die Gegensätze sich noch mehr steigern werden, daß die Gewitterschwüle, die auf dem Ganzen lagert, zum verwüstenden Sturm, zum Völkermord, führen wird. Und doch Einheit. Einheit durch den Glauben, durch die Hoffnung. Einheit durch das Werden. Was im Streite liegt, wird sich einmal verstehen. Ganz Europa steht in Waffen und harret des Augenblickes, da der Ruf erschallen soll „Los“. Aber es wird nicht das letzte Wort sein.

Damit ist das Werk Romain Rollands etwas Internationales, und sein Verfasser ist ein Vorkämpfer des internationalen Gedankens im höchsten Sinne des Wortes. Nicht einer starren, schematischen Internationale, einer Internationale der Abstumpfung der Gegensätze und der Ausmerzung aller eigenen, charaktervollen Originalität und Schroffheit. Die Menschheitssymphonie, wie er sich in seiner Musikersprache ausdrückt, vereinigt und verbindet die Seelen der verschiedenen Nationen.

Frankreich und Deutschland stehen im Mittelpunkt. Keiner hat aufrichtiger, als Rolland, den Gegensatz bedauert, der sie entzweit; keiner hat mehr getan, um ihn zu beseitigen. Jean-Christophe, ein deutscher Musiker, geht nach Paris. Es sei gleich gesagt, daß er dort sehr viel lernt, viel umlernt, sich dort sehr vieler Dinge bewußt wird, die ihm daheim nie in den Sinn gekommen wären. Wir wollen nicht verschweigen, daß er dort fest gerüttelt, geschüttelt wird, und daß sein naiver Glaube an sich und sein Volk ohne Erbarmen hergenommen wird und manche Einbuße erleidet. Sagen wir auch gerade heraus, daß das, was am deutschen Wesen Kritik und Widerspruch herausfordert, nicht verschwiegen bleibt. Das Buch wird immer auf dem Index des sich alleingnügenden und alleinseligmachenden Deutschtums stehen. Schon darum, weil es, wie vielleicht kein Buch, was Frankreich ist, will und der Welt zu geben vermag, was nur Frankreich

zu geben vermag, und neben Deutschland, zum Teil in direktem Gegensatz gegen gewisse Entartungen des deutschen Wesens, geben soll.

Aber Jean-Christophe verliert sich nicht in Paris. Er bleibt Deutscher. Er wird es vielleicht noch mehr, als er es war. Der Ballast wird weggeschleudert. Die Hüllen fallen. Das Wesen bleibt. Er wird sich der Gefahren, die seiner Rasse drohen, bewußt. Er wird bescheiden. „Kleine Franzosen, wie seid ihr doch stark und groß.“ Aber er wird sich auch dessen bewußt, was in seinem deutschen Wesen, in allem, was ihn mit seiner ganzen Rasse intim verbindet, für eine ursprüngliche, urwüchsige Gesundheit und Tiefe steckt. Er wird nicht nur bescheiden, sondern stolz. Man könnte sagen, er wird stolz in dem Maß, als er bescheiden wird. Was er von den Franzosen annimmt, das, worin er ihre Ueberlegenheit sieht und ehrlich anerkennt, das macht ihn froh, ein Deutscher zu sein. Mehr als einmal sagt er aus seinem deutschen Empfinden heraus den Franzosen Dinge, die nur ein Deutscher empfinden und so scharf und wahr sagen kann. Er lernt nicht nur, er lehrt. Und die Franzosen lernen auch von ihm. Sogar wenig schmeichelhafte Dinge kriegen sie zu hören. Ein oberflächliches Pariser Publikum hat ihn nicht verstehen wollen und auf seine tiefe Auffassung von Musik mit Pfeifen geantwortet. „Das braucht Ihr!“ ruft er, und beginnt ein banales Lied zu spielen.

Die gleiche Luft, die Jean-Christophe seinen kindlichen Glauben an äußere Ordnung, an Mechanismus und Disziplin geraubt hat, stärkt in ihm auch den Glauben an die Tiefe und Wahrheit, an die Weltmission des deutschen Geistes. Wie dieser Geist mit Abscheu auf das, was in Frankreich decadent ist, reagiert, gehört zu den ergreifendsten Zeugnissen der Anerkennung, die je ein Schriftsteller einer fremden Nation ausgestellt hat.

Die Franzosen, die Jean-Christophe verstehen und lieben, sind die, die am meisten Franzosen sind und bleiben wollen. Gerade sie anerkennen, was das deutsche Gemüt Einzigartiges, Unerseßliches hat. Sie schöpfen an dieser reinen Quelle und schämen sich nicht zu gestehen, daß sie dort ihren Durst gestillt haben. Und sie sind wiederum Vertreter des französischen Geistes, wie man es überhaupt nur sein kann. Ein Volk kann stolz sein, wenn einer seiner Besten ein solches Gemälde entwirft: Voller Kritik, Tadel, voll scheltender Töne und dabei so voller Vertrauen, Liebe, Hoffnung, Enthusiasmus und Glauben! Nicht einer der Besten hat da das Wort geführt, sondern das Volk selbst. Es sagt laut: Ich will an mich glauben, trotz Fehler, Mängeln, und ich darf es, weil der Wille da ist, diese Fehler zuzugeben und zu überwinden. Die echt französische Eigenschaft, sich aufs schärfste zu kritisieren, ohne den Glauben an sich zu verlieren, hat in Holland einen klassischen Ausdruck gefunden. So ist sein Werk wie eine Präformation dessen, was sein könnte und, so Gott will, einmal sein wird. Zwei Nationen, durch Haß entzweit, beständig wieder zum Krieg gegeneinander aufgeheht, treten in ein-

zelnen hervorragenden Vertretern einander näher, verstehen sich, ergänzen sich, werden sich, einer am Wesen des andern, klar bewußt, was sie sind, und was sie nicht sind.¹⁾

Das war Holland vor dem Krieg. Es wird uns nun leichter fallen, zu verstehen, was er während des Krieges gewesen ist, und warum er es gewesen ist.

3.

Die Höhe ist nicht ein für allemal erreicht. Man muß sich auf ihr zu behaupten wissen. Wie hat uns hier der Krieg enttäuscht.

Wie viele sind gestürzt, von denen man geglaubt hätte, sie würden nie die geistige Höhe der Bornehmheit, der Vorurteilslosigkeit im Denken verlassen! Schwerfällig schleppen sie sich nun im Sumpf der Schlagwörter und des Hasses!

Romain Holland hat sich auf der Höhe behauptet. Er hat es so sehr ohne Phrasen, mit einer solchen Selbstverständlichkeit getan, daß man meinen könnte, es sei für ihn das allernatürlichste gewesen, es habe ihn gar keinen Kampf, keine Mühe gekostet. Und gerade das scheint mir das Größte zu sein.

Daß sein leidenschaftlich geliebtes Volk nun in einen Krieg verwickelt ist, in dem seine Existenz auf dem Spiel steht, hat ihn nicht zum Aufgeben seiner Position veranlaßt. Er hat den weiten, scharfen Blick behalten, der viel weiter reicht, als Nationalkämpfe, und erst bei dem fernsten Horizont, beim Horizont der Menschheit Halt macht.

Rücksichtslos, unentwegt tritt er gegen Haß, Verbitterung, Roheit, gegen die Verleumdung der Gegner, gegen die Selbstvergötterung auf.²⁾

Es gibt im Krieg noch anderes zu beschützen, als die Grenzen. Bewahren muß man die geistige Unabhängigkeit, Bornehmheit, die Weite des Blickes, die Würde der Gesinnung. Der Kampf gilt allen Götzen, die sich der Mensch selber macht, dem eigenen Größenwahn, der Anbetung der Macht, nicht nur dem feindlichen Heere.³⁾

¹⁾ „Sein oder nicht sein, sagt Ihr. Nein, es genügt nicht. Das große Deutschland, das große Frankreich sein, die ihrer Vergangenheit würdig sind und sogar im Kampf sich gegenseitig achten können, das will ich.“

²⁾ „Wenn die Denker ihr Denken in den Dienst der nationalen Leidenschaften stellen, können Sie vielleicht sehr nützliche Werkzeuge dieser Leidenschaften werden, laufen aber Gefahr, am Geist Verrat zu üben, der nicht der geringere Teil des Erbbesitzes des Volkes ist.“

„So sollte denn Vaterlandsliebe nur auf dem Boden des Hasses blühen! In dieser Annahme liegt ein grausamer Unsinn, ein neronischer Dilettantismus, die mir aufs äußerste widerstreben. Nein, die Liebe zu meinem Vaterland will nicht, daß ich die frommen und treuen Seelen hasse und morde, die die andern Vaterlande lieben.“

³⁾ „Ein Franzose richtet den Gegner nicht, ohne ihn gehört zu haben. Wenn er es tut, so richtet er sich selber. . . . Meine Aufgabe besteht darin, zu sagen, was ich für gerecht und menschlich halte. Ob es gefällt oder mißfällt, geht mich nichts mehr an.“

Dieser „Franzose“ hat eine seltsam tiefe Auffassung vom Weltkrieg. Es ist für ihn der Bankerott einer ganzen Kultur. Er faßt ihn nicht als reine Nationalangelegenheit auf. Er sieht voraus, daß ganz Europa sich daran verbluten wird, und, wie es auch herauskommen möge, der Besiegte sein wird. Er tritt mit welthistorischem Maßstab an ihn heran. Er sagt deutlich, was versagt hat, daß es vor allem Kirche und Sozialismus waren. Und weil er so sehr in die Tiefe geht, kann er wieder emporsteigen und in großer, freier Art den Blick auf die Zukunft richten. Er glaubt auch nicht, daß der Krieg ein Verhängnis ist. „Ich halte den Krieg nicht für ein Fatum. Ein Franzose glaubt nicht an das Fatum. Das Fatum ist die Entschuldigung willenloser Seelen.“

Die Weite des Gesichtskreises zeigt sich vor allem an der Beurteilung der Deutschen und der Franzosen. Mehr als eine Stelle in „Au-dessus de la mêlée“ sagt uns deutlich, daß der Verfasser von „La Foire sur la place“¹⁾ dem eigenen Volke gegenüber seinen kritischen Sinn und seinen scharfen Blick nicht verloren hat. Er ist so weit davon entfernt, sein Volk zu vergöttern, daß er auch ihm mit rücksichtsloser Wahrheit entgegentritt. Er tadelt, was zu tadeln ist; er rügt, was er zu rügen hat: die Schlagwörter, die Verkennung des Gegners, das Schüren des Hasses. Er mißbilligt die Haltung der Intellektuellen, er verurteilt, daß man die Völker Asiens und Afrikas zum Kampfe herbeizieht. Gerade dadurch bleibt er Franzose und rettet das beste Erbstück des französischen Geistes. Ein Franzose ist niemals so groß, als wenn er sich und die Seinen offen kritisiert und sie vor Selbstvergötterung warnt. Frankreich wird es einmal Holland zu danken haben, daß es im ärgsten Sturm diese Größe nicht eingebüßt hat.

Ebenso wenig hat sich der Schöpfer „Jean-Christophe's“ verleugnet. Der französische Schriftsteller, der einen Deutschen zum Haupthelden seines Hauptwerkes gemacht hat, bewahrt Deutschland seine ganze Anerkennung.²⁾ Ich will damit nicht sagen, daß er die Feinde nicht kritisiert. Deutsche und Deutschfreunde, denen der Krieg ein heiliger Krieg ist, werden das Buch schwerlich mit Vergnügen lesen.

¹⁾ Es ist der Band „Jean-Christophe“, in dem er die Schwächen Frankreichs am schärfsten kritisiert.

²⁾ „Ja, ich besitze Freunde in Deutschland, wie ich Freunde in Frankreich, in Italien, in England, bei allen Völkern habe. Es ist mein Reichtum, ich bin stolz darauf, ich bewahre und behalte ihn. Wenn man das Glück gehabt hat, in der Welt ehrliche, offene Seelen zu treffen, mit welchen man die intimsten Gedanken teilt, und mit denen man den Bruderbund geschlossen hat, so sind solche Bande heilig. Da zerreißt man sie nicht in der Stunde der Gefahr und der Not. Was für ein Feigling müßte man sein, um diese Beziehungen nicht mehr zu bekennen, um den anmaßenden Forderungen der öffentlichen Meinung, die doch kein Recht auf unser Herz hat, zu gehorchen.“

„Ich gehöre nicht zu den Franzosen, welche Deutschland „barbarisch“ nennen. Ich kenne die geistige und sittliche Größe eurer mächtigen Rasse.“ Brief an Gerhard Hauptmann.

Sie werden es überhaupt nicht lesen. Noch weniger gern werden es solche lesen, die im Sieg Deutschlands und in der sich daraus ergebenden Neugestaltung der Welt, den Sieg des Höheren über das Niedrige, den Anbruch des neuen Gottesreiches sehen.

Die Kritik, der Widerspruch, der Gegensatz sind da. Oft sehr temperamentvoll, leidenschaftlich. Und doch rein und hoch. Einmal, weil Holland nicht ungerecht verallgemeinert. Für das, was er an einzelnen Gegnern verabscheut und geißelt, macht er nicht die ganze Nation verantwortlich. Der Kampf gilt dem Prinzip, dem Geist, den er verabscheut, nicht dem Volk, aus dem ihm Vertreter entstanden sind. Und dann, weil dieser Gegensatz nicht aus dem Haß entspringt. „Er sei bereit, viel von den Gegnern zu lernen, sagt er, etwas werde er nie lernen, den Haß.“

Ich weiß nicht, ob wir in vielen Dokumenten der jetzigen Zeit eine solche Würde und Bornehmheit in der Polemik finden. Meine große Bewunderung für Holland und meine tiefe Sympathie für seinen Charakter legt mir hier, wie überhaupt, eine gewisse Reserve auf. Ich will nicht übertreiben und Lobreden halten. Ich glaube aber, sagen zu dürfen, daß hier jedenfalls etwas in einer seltenen Größe vertreten ist. Das ist die Sorge um die Würde des Feindes. Er trauert selber um die Verluste, die er bei dem Gegner konstatieren muß. Mangel an Würde, Intoleranz, Verkennung der eigenen Grenzen, Geringschätzung der anderen, berühren ihn beim Gegner kaum weniger schmerzlich, als beim Freund. Er sagt es selber deutlich genug. Darum sucht er so eifrig nach allem, was beim Gegner freudige Anerkennung verdient. Es ist seltsam, in einer Zeit, die so eifrig alles ausgräbt, was den Gegner geistig herunterreißen kann, was seine Minderwertigkeit und die eigene Ueberlegenheit erweisen kann, eine Gestalt zu sehen, die ein Suchen anderer Art kennt. Das Suchen nach allen Dokumenten, in denen sich beim Feind eine reine, große menschliche Gesinnung äußert. Und auch hier hat sich das Wort bewährt: „Wer sucht, der findet.“

4.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn eine solche Stellungnahme nicht Widerspruch und Leiden mit sich gebracht hätte. Und wir leben nicht in der Zeit solcher Wunder. Es wäre auch ein geistiger Widerspruch gewesen, wenn der Dichter der großen Reher, als er selber seiner ganzen Zeit, Freunden wie Feinden, zum Reher wurde, weil er ihre Götzen zerichlug, von Leiden verschont geblieben wäre. Leiden blieb ihm nicht erspart. Aber erst das Leiden krönt ein solches Werk, gibt ihm seine letzte Vollendung, seine wahre Einheit.

Nicht zahlreich waren die unter den Feinden, die ihn verstanden und verstehen wollten. Ehre denen, die es taten. Aber der Menge genügte es nicht, daß ein Franzose sich bereit erklärte, das, was er Großes, Ewiges am deutschen Wesen fand, weiter zu schätzen und hochzuhalten.

Es genügte auch nicht, daß er bei den Deutschen wie bei den Seinen nach allen Symptomen suchte, daß ein neuer, freier, humaner Geist aus dem Chaos und der gegenseitigen Vernichtung empor taucht. Es genügte nicht einmal, daß er bei den Seinen zu tadeln und zu rügen wagte? Er hätte wohl noch mehr tun sollen. Er hätte an den „heiligen Krieg“ glauben sollen. Er hätte den Geist, vor dem er sich bei Goethe, Kant, Beethoven verneigte, auch beim Kriegsrecht und beim Manifest der Intellektuellen spüren sollen. Er verwarf das Schlagwort des Krieges gegen die deutsche Barbarei. Hätte er wohl von der anderen Seite das Schlagwort des Krieges für höhere Kultur und Organisation annehmen sollen?

Von den Feinden abgewiesen, auch da, wo er in edler Weise die Hand zum gegenseitigen Verständnis bot, fand er bei den bisherigen Freunden nicht den Rückhalt, den er hätte finden sollen. Es fehlte an Verständnis, an Anerkennung. Es fehlte leider oft am Willen zu verstehen. Es ist ein eigentümliches, tragisches Verhängnis, daß Frankreich einen der Franzosen, die in dieser Krisenzeit das Große am französischen Geist so rein verkörpern, nicht genügend gewürdigt und geschätzt hat. Kolland lehrt uns, wie wenige seiner Nation, an Frankreich glauben, und gibt uns die Gewißheit, daß der französische Geist noch lebt und sich zu weiteren Kämpfen gegen seine Urfeinde, gegen Intoleranz, Kleinlichkeit, Gemeinheit, rüstet. Er gibt uns das Recht, an Frankreich zu glauben. Er macht es uns zur Pflicht. Frankreich beginnt erst einzusehen, was es ihm dafür schuldig ist.

Kolland hat auch in Frankreich tapfere Vertreter und charaktervolle Verteidiger gefunden. Wir müssen vor allem die Haltung der sozialistischen und namentlich der syndikalistischen Presse erwähnen. Auch scheint sich eine Wendung vorzubereiten. Kolland muß im eigenen Land neuerdings viele Anhänger zählen. Ein sehr charakteristisches Zeugnis wird mir zufällig mitgeteilt, im Augenblick, „da ich dies schreibe. Ein Offizier schreibt aus dem Schützengraben, Kolland sei „Ihr Mann“, er sei der geistige Führer der Zukunft, man werde ihm in späterer Zeit gewaltige Anerkennung zollen.

In dem Lande, das er sich als Zufluchtsort auserlesen hat, besteht die Pflicht, ihm volle Anerkennung zu zollen und ihm die Liebe nicht zu versagen, die wir Schweizer allen schuldig sind, welche ein höheres Menschheitsideal vertreten und es mit Leiden geweiht haben.

Kolland schreibt:

„Je vois autour de moi frémir la Suisse amie. Son coeur est partagé entre des sympathies de races différentes: elle gémit de ne pouvoir librement choisir entre elles, ni même les exprimer. Je comprends son tourment; mais il est bienfaisant; et j'espère que de là elle saura s'élever à la joie supérieure d'une harmonie de races, qui soit un haut exemple pour le reste de l'Europe. Il faut que dans la tempête elle se dresse comme une île de justice et de paix, où, tels les grands cou-

vents du premier moyen-âge, l'esprit trouve un asile contre la force effrénée, et où viennent aborder les nageurs fatigués de toutes les nations, tous ceux que lasse la haine et qui, malgré les crimes qu'ils ont vus et subis, persistent à aimer tous les hommes comme leurs frères.“¹⁾)

Wer von der Schweiz so viel erwartet und uns Dinge zu=traut, die wir kaum selber von uns erwarten, hat wohl das Recht auf unsere Ehrfurcht und unsere Liebe.

5.

Die Geschichte des Geistes geht eigene Wege. Es kommt ihr nicht auf Zahl, sondern auf Charakter, nicht auf rasche Expansion, sondern auf die Vertretung an.

Die Kezerei von Heute kann die Wahrheit von Morgen sein. Sogar die anerkannte Wahrheit.

Was er sage, sei noch nicht aktuell, sei verfrüht, hat Rolland mehr als einmal von früheren Freunden und auch von Gegnern hören müssen. Die Feinde fanden, die Zeit sei noch nicht da, einander die Hand zu reichen, und die Seinen fanden, man dürfe den Gegnern noch nicht die Hand reichen.

Ich wüßte nichts, was Romain Rollands Bedeutung besser kennzeichnete, als daß er sich diesen Vorwurf zugezogen, daß er ihn vollkommen verdient hat. Morgen ist ihm wichtiger als Heute. Er weiß, daß die Menschheit sich nicht ewig zerfleischen kann. Er weiß, daß nicht ein Volk, nicht eine Völkergruppe Sieger und Besiegte sein werden, er weiß, daß Europa besiegt ist und sich verblutet hat.

Und er ist schon jetzt der Vertreter — der leidenschaftliche und darum hinreißende Vertreter — der Menschheit von Morgen. Seine Stunde ist noch nicht gekommen. Die Menschen haben sich noch nicht genug schämen lernen, um ihn zu verstehen. Sein Ruf zur Buße ist unter stolze Pharisäer gefallen. Man glaubt noch zu sehr an die Nationalehre, an die Gewalt. Wir müssen offenbar noch tiefer in Schmutz und Schande hinein, bis wir solche Stimmen verstehen.

Aber gerade, daß er jetzt noch nicht verstanden wird, und die Gründe, die dem Verständnis entgegenwirken, sind die beste Garantie, daß man ihn einmal verstehen wird. Er würde nicht von allem, was jetzt kleinlich, roh, kurzichtig ist, so stark angefeindet, wenn er nicht später von allem, was groß orientiert, weitsichtig sein möchte, vollauf anerkannt sein müßte. Der Haß würde ihn jetzt nicht so hassen, wenn die Liebe nicht dereinst in ihm einen ihren wärmsten Vertreter anerkennen müßte.

Kezerlos ist Einsamkeit. Der Kezer, der die Götzen des Fanatismus, der Intoleranz und des Hasses gestürzt hat, hat es reichlich er-

¹⁾ Ich gebe die Stelle im Text wieder, eine Uebersetzung würde sie zu sehr abschwächen.

fahren. Es wird einmal die Stunde kommen, da eine große Schar ihn umgibt. Man wird an ihn denken, wenn die Menschheit von ihrem blutigen Traum erwacht und sich nach denen sehnt, die sie wieder vereinigen können. „Ich weiß,“ sagt er, „daß die ausgesprochenen Gedanken von selbst ihren Weg finden. Ich säe sie auf den blutdurchtränkten Boden. Ich bin voller Vertrauen. Die Saat wird aufgehen.“

Diese Einsamkeit wollen wir achten und sie nicht mit lautem Beifall stören. Es schadet aber nichts, wenn Romain Rolland weiß, daß er uns den Glauben an sein Volk lebendiger werden ließ, und daß er uns an ein „Morgen“ der ganzen Menschheit glauben lehrt, das sonnig und rein aus dem trüben, grauisigen „Heute“ erstehen wird.
S. Matthieu.

Stimmen der Völker.

I. Aus Russland.

Aufruf russischer Tolstojaner.

Der folgende Aufruf wurde im Oktober 1914 vom Sekretär Tolstoj's, Bulgakoff, verfaßt und von 21 Anhängern Tolstoj's unterschrieben. Alle, welche unterzeichnet hatten, wurden sofort verhaftet. Das gleiche Los teilte eine Anzahl von Gesinnungsgenossen, welche in Verdacht standen, das Manifest verbreitet zu haben. Nach einer ca. einjährigen Haft wurden sie gegen Kaution wieder auf freien Fuß gesetzt. Sie werden nächstens vor das Kriegsgericht kommen. Wegen der russischen Zensur konnte das Manifest erst vor einigen Wochen nach Westeuropa gelangen. Es gereicht uns zur Freude, daß Freunde und Anhänger Tolstoj's uns dieses Dokument zur Veröffentlichung anvertraut haben.¹⁾

Ein weiterer Kommentar zu diesen so schlichten und in ihrer Einfachheit so ergreifenden Worten ist überflüssig. Der beste Kommentar sind die, welche Freiheit und Leben dafür aufs Spiel gesetzt haben.
S. M.

Aufruf an die Völker der kriegsführenden Länder Europas.

„Kommt zur Besinnung, Brüder!

Es vollzieht sich jetzt etwas Furchtbares. Hunderttausende, Millionen von Menschen fallen über einander her. Sie werden von

¹⁾ Es erscheint zugleich in der Zeitschrift „Demain“.